

Hermann J. Pottmeyer

**„Wird der Menschensohn, wenn er kommt, auf der Erde noch Glauben  
vorfinden?“ (Lk 18, 8)  
700 Jahre Liebfrauenkirche Bocholt**

„Wegen des Glaubensverlustes und der religiösen Indifferenz in der Bocholter Bevölkerung ist die Liebfrauenkirche seit geraumer Zeit geschlossen und im Verfall begriffen.“ Ist das ein Zukunftsbild? Vielleicht! Aber hier handelt es sich um einen amtlichen Bericht aus dem Jahr 1627 an den Fürstbischof von Münster. Es ist das Jahr, in dem der Bischof die verfallende Liebfrauenkirche den drei Minoriten zuwies, die seit zwei Jahren in Bocholt als Seelsorger tätig waren.<sup>1</sup> Friedrich Reigers spricht in seiner „Geschichte der Stadt Bocholt“ von der „großen religiösen und sittlichen Verwilderung“, die in Bocholt als Folge der religiösen Wirren eingetreten war, welche die Bocholter in Katholiken, Lutheraner, Reformierte und Wiedertäufer spalteten.<sup>2</sup>

„Wird der Menschensohn, wenn er kommt, auf der Erde noch Glauben vorfinden?“ (Lk 18, 8) Diese Frage des Evangelisten Lukas haben sich die Bocholter vermutlich damals gestellt. Und stellt sie sich uns heute nicht wiederum, in einer Zeit, in der immer mehr Kirchen in unserm Land wegen Gläubigenmangel geschlossen werden? Eines lehrt uns die Geschichte Bocholts: Eine solche Entwicklung ist nicht unumkehrbar, aber ihre Umkehrung ist mühsam. Hundert Jahre später, nachdem die Minoriten die Liebfrauenkirche übernommen hatten, nämlich 1737, war die Kirche angesichts des Andrangs der Gläubigen zu klein geworden und wurde eine Erweiterung geplant.<sup>3</sup> Und noch einmal fünfzig Jahre später, 1786, konnte endlich mit dem Neubau der Liebfrauenkirche begonnen werden. Seitdem hieß sie im Volksmund „Paterskirche“. Inzwischen war sie zum Zentrum einer weiträumigen Missionstätigkeit der Minoriten geworden, von dem aus zahlreiche Missionsstationen entlang der holländischen Grenze gegründet wurden.

Ist Glaubensverlust die Ursache für den Niedergang kirchlichen Lebens damals wie heute? Das sicher auch! Aber bei genauerem Zusehen lassen sich solche Niedergänge auch, ja mehr noch als Anzeichen einer Krise verstehen, in die eine bestimmte Gestalt von Kirche gerät – einer Krise, die jeweils zu einer reiferen, der Sache des Christentums gemäßen Gestalt des Kircheseins herausfordert. Schauen wir uns das genauer an.

---

<sup>1</sup> Vgl. Fr. Reigers, Geschichte der Stadt Bocholt, Bocholt 1891, 842 f.

<sup>2</sup> Vgl. ebd. 810 f.

<sup>3</sup> Vgl. ebd. 937.

Die Reformation, die im 16. Jahrhundert auch in Bocholt die Kirche in verschiedene Konfessionen spaltete, war nicht zuletzt der Protest gegen die Verquickung von geistlicher Leitung und weltlicher Macht und der Aufruf zu einer konsequenteren Nachfolge Jesu. Die Menschen statt durch Überzeugung durch den Glanz und die Mittel der Macht für ihre Botschaft zu gewinnen, ist eine ständige Versuchung der Kirche. Davor warnte bereits die biblische Erzählung von der Versuchung Jesu in der Wüste. Dieser Versuchung war die Kirchenführung damals nicht zuletzt in Deutschland erlegen. Auch der Bischof von Münster war neben seinem geistlichen Amt zugleich weltlicher Fürst und Landesherr.

Warum waren es dann gerade die Minoriten, die die Kirchen in Bocholt wieder füllten? Ganz einfach weil sie in der Gefolgschaft des Franz von Assisi unter Verzicht auf Macht und Besitz Nachfolge Jesu lebten. Im Unterschied zur feudalen Kirche stellten sie eine glaubwürdige Gestalt der Kirche dar: Kirche als Gemeinschaft der Brüder und Schwestern Jesu Christi. Deshalb war es ihnen und den anderen Reformbewegungen in der Kirche zu danken, dass die katholische Kirche nicht zusammenbrach, als ihren Bischöfen um die Wende zum 19. Jahrhundert die politische Macht genommen wurde. Von ihrer feudalen Machtgestalt befreit, konnte die katholische Kirche im 19. Jahrhundert zu jener Volkskirche werden, die sich durch eine bisher nicht bekannte Beteiligung der Gläubigen am kirchlichen Leben auszeichnete. Frucht dieser Blüte war es, dass die Liebfrauenkirche zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu ihrer heutigen Gestalt erweitert werden musste.

Heute erleben wir auf eine sich dramatisch zuspitzende Weise das Ende jener traditionellen Volkskirche, die noch manche charakteristischen Züge der patriarchalisch-obrigkeitlichen Gesellschaftsverfassung des 19. Jahrhunderts aufwies. Wieder scheint sich eine bestimmte Gestalt von Kirchesein überlebt zu haben und wieder drängt sich die Frage auf: Wird der Menschensohn, wenn er kommt, bei uns noch Glauben vorfinden? Unsere Geschichte, die Geschichte der Liebfrauenkirche, lehrt uns, dass die wachsende Entfremdung vieler von Kirche und Glaube eine Entwicklung ist, die umkehrbar ist. Aber wer ist es, die heute wie die Minoriten damals in die Bresche springen, um diese Entwicklung umzukehren?

Ich halte es für eine glückliche Fügung Gottes, dass just zu dem Zeitpunkt, als sich die heutige Entwicklung abzuzeichnen begann, die katholische Kirche ein Reformkonzil, das 2. Vatikanische Konzil von 1962-65, einberief. Tatsächlich waren sich die Weitsichtigeren unter den Konzilsteilnehmern des bevorstehenden Endes der traditionellen Volkskirche bewusst. Und sie verstanden die absehbare Krise der bisherigen Kirchengestalt als Herausforderung, als die Einladung Gottes zu einem Christsein und Kirchesein, das der göttlichen Berufung und Sendung jedes Christen, also nicht nur des

Klerus deutlicher Rechnung trägt. Angesichts der gesellschaftlichen Entwicklung von obrigkeitlicher Bevormundung zum Anspruch auf größere Selbstverantwortung und Selbstbestimmung sah das Konzil die Zeit dafür reif, auch den Mitgliedern der Kirche eine größere Verantwortung für Sein und Sendung der Kirche zuzumuten.

Wie mutig und einschneidend, aber auch notwendig die Entscheidung des Konzils war, angesichts der schwindenden Bindekraft des Herkommens auf die wachsende Verantwortungsbereitschaft der Kirchenglieder zu setzen, geht uns erst allmählich auf. Unser Christsein hatte bislang noch manches von den Zügen einer Stammesreligion an sich. Was nicht heißt, dass es in den 2000 Jahren Christentum nicht zu allen Zeiten viele Christen gegeben hat, die aus innerer Überzeugung und nicht selten heroisch ihren Glauben gelebt haben. Aber man war christlich, katholisch oder evangelisch, weil der Stamm, das Volk, der Fürst, die Gegend, die Familie katholisch oder evangelisch war. Heute reicht es nicht mehr - viele Eltern erfahren das schmerzlich -, in eine christliche Familie hineingeboren zu sein. Um zu einem überzeugten Christen zu reifen, braucht es heute außer glücklichen Umständen die eigene Entscheidung. Unsere Zeit ist, wie Bischof Wanke von Erfurt es ausdrückte, nicht unchristlich, sondern urchristlich geworden. Tatsächlich zielt die Botschaft Jesu auf die persönliche Entscheidung aus Überzeugung. Mit keinem geringeren Wort als mit „Liebe“ bezeichnete er das Gottesverhältnis, zu dem er uns einlud. Aus diesem Gottesverhältnis gewann die Urkirche ihre Kraft, zu überzeugen und Gemeinschaft zu bilden.

Unsere Zeit ist nicht unchristlich, sondern urchristlich geworden. Deshalb griff das 2. Vatikanische Konzil auf das urchristliche Verständnis von Kirche zurück – Kirche als die Gemeinschaft des Volkes Gottes, die aus der Gemeinschaft mit Gott lebt, Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen, die von allen ihren Gliedern getragen wird, Kirche als Gemeinschaft von Ortskirchen und –gemeinden, die sich untereinander verbunden wissen. Verkürzt gesagt: Es wollte die Kirche vom Kopf wieder auf die Füße stellen. Und es leitete Reformen ein, die den Gemeinschaftscharakter deutlicher machen sollten. Außer der Liturgiereform war das die Einrichtung der Räte auf der Ebene der Pfarrgemeinden und Diözesen und von kollegial-bischöflichen Gremien auf nationaler, kontinentaler und gesamtkirchlicher Ebene.

Hier ist von einer Schwäche in der bisherigen Umsetzung des Konzils zu reden. Neben den Trends, die der Zeitgeist setzt, ist diese Schwäche mitverantwortlich dafür, dass es dem Konzil nicht gelang, die Entfremdung vieler von der Kirche aufzuhalten. Die Schwäche ist in der Einseitigkeit zu sehen, mit der die Aufwertung der Rolle der Laien und der Ortskirchen, die das Konzil einleitete, bei uns vornehmlich als eine Strukturreform verstanden wurde. Die Kirchenreform auf eine Strukturreform zu reduzieren, das ist es, was das wahre

Anliegen des Konzils bis heute nicht zum Zuge kommen läßt. Diese Einseitigkeit zeigt sich auch darin, dass die weitergehenden Reformen, die progressive Stimmen heute von der Kirchenleitung fordern, gleichfalls struktureller Art sind.

Damit aus unseren Diözesen und ihren Gemeinden lebendige Gemeinschaften des Volkes Gottes würden, deren Glieder sich ihrer Berufung und Sendung bewusst sind, dazu hatte das Konzil aber eine viel grundlegendere Reform für notwendig gehalten, eine geistliche oder spirituelle Erneuerung nämlich als die Seele des neuen Gemeinschaftsbewusstseins. Alle Texte des Konzils sind von der Botschaft geprägt, dass die lebendige Gemeinschaft untereinander als Kirche nur aus der vertieften Gemeinschaft ihrer Glieder mit dem dreifaltigen Gott erwächst. Der existentielle Vorrang der geistlichen Erneuerung und Vertiefung unseres Christ- und Kircheseins als Basis aller strukturellen Reformen, das war für das Konzil das Leitprinzip für den Umbau der traditionellen Volkskirche zur Gemeinschaft des Volkes Gottes. Diese Rangfolge zu wenig beachtet zu haben, ist es, was den Reformaufbruch, wie ihn das Konzil gewollt hat, bislang bei uns behindert und die Binde- und Ausstrahlungskraft der Kirche schwächt.

Als ein Wahrheitstest für diese Diagnose noch einmal der Blick zurück ins 16./17. Jahrhundert. Was denn war es, was die Minoriten damals in den Stand versetzte, in Bocholt den Trend zur Auswanderung aus der Kirche umzukehren? Die Kraft dazu schöpften sie aus der auf Franz von Assisi zurückgehenden geistlichen Erneuerungsbewegung, die seit dem 13. Jahrhundert Menschen aller Stände wie z. B. die Landgräfin Elisabeth von Thüringen erfasst hatte - ein geistlicher Aufbruch also von der Basis her.

Und wer sind die Minoriten von heute, die den Trend unserer Tage umkehren könnten? Es sind diejenigen, deren Anspruch auf Selbstbestimmung und Selbstverantwortung das Konzil beim Wort nehmen wollte und die es dazu einlud, diesen Anspruch auch für ihre christliche Berufung und Sendung wahrzunehmen. Ganz unverkennbar setzte das Konzil nach dem Ende des Klerikalismus und der traditionellen Volkskirche seine Hoffnung auf einen geistlichen Aufbruch der sogenannten Laien – übrigens eine Bezeichnung, die ursprünglich nicht den Gegensatz zu „professionell“ meinte, sondern die Mitglieder des Volkes Gottes, griechisch *laós*, auszeichnete. Das Konzil war sich dessen bewusst, dass das christliche Zeugnis überzeugter Laien heute oft überzeugender und ansteckender wirkt als das Wirken derjenigen, die professionell einen kirchlichen Beruf ausüben. Deren Aufgabe ist es, die Laien für ihren Auftrag geistlich zuzurüsten. Papst Paul VI. sagte: „ Wir brauchen heute mehr als die Lehrer die Zeugen.“<sup>4</sup> Zeuge sein heißt: persönlich eintreten.

---

<sup>4</sup> Paul VI., Apostolisches Schreiben *Evangelii nuntiandi*, in: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 2, Bonn 1975, 29.

Erst heute, angesichts des Endes der traditionellen Volkskirche und aufgrund der Einsicht, dass Kirchesein in Zukunft mehr als früher zu einer bewussten Entscheidung herausfordert, geht uns auf, wie stimmig und zukunftsweisend das Reformkonzept des Konzils ist, das auf dem Vorrang der geistlichen Erneuerung vor allen weiteren strukturellen Reformen beruht. Nicht zuletzt ist ein geistlicher Aufbruch die Vorbedingung für eine erneute Anziehungs- und Ausstrahlungskraft von Glauben und Kirche. Deshalb wünschte Papst Johannes XXIII., der das Konzil einberief, der Kirche „ein neues Pfingsten“, damit sie „stark im Glauben, gefestigt in der Hoffnung und brennender in der Liebe, voll neuer und jugendlicher Kraft erblühe und wirksamer und geeigneter sei für die Ausbreitung des Reiches Christi.“<sup>5</sup>

Die zahlreicher werdenden Aufbrüche zu einem geistlich vertieften und sendungsbewussten Kirchesein in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten - geistliche Laienbewegungen, die auch Priesterberufe hervorbringen - sprechen dafür, dass die Botschaft des Konzils dabei ist, auch in Europa anzukommen, nachdem sie in den jungen Kirchen Afrikas und Asiens schon lange Frucht trägt.

Wird der Menschensohn, wenn er kommt, bei uns noch Glauben vorfinden? Die Antwort auf diese Frage weiß allein Gott. Uns genügt es zu wissen, dass Glaubensentfremdung und -verlust kein unabwendbares Schicksal sind. Ob es darauf zuläuft oder ob es zu neuer Glaubensfreude kommt, das hängt allein von uns ab, weil Gott seinerseits zu seinem Beistandsversprechen steht. Geschichte und Gegenwart der Liebfrauenkirche, die nach gelungener Renovierung in neuem Glanz erstrahlt, und die lebendige Gemeinde, die sich in ihr versammelt, legen davon Zeugnis ab. Ihre 700-Jahr-Feier ist Anlass zu Dank und Zuversicht.

---

<sup>5</sup> AAS 55, 1963, 39.